Nr. 88 · Jahrgang 1914 Sonntag, 1. November

Der Welt Spiegel

Illustr. Halb-Wochenschrift des Berliner Tageblatts

Ein Hoboistensieg im Jahre 1870.

Von G. Moor.

Unter dem alten Obersten hatten es die Hoboisten des Regiments gut gehabt. Lange Haare durften sie tragen, fast Künstlerlocken, die nur zu Besichtigungen ein wenig militärisch zugestutzt wurden, und niemand hatte etwas dagegen, wenn die Musikanten in den Schnitt, in Farbe und Besatz der Extra-Uniform ihre eigene Auffassung hineinlegten.

Da der Uniformkragen oft recht unbequem werden kann, verfiel er zunächst der Umwandlung und sah an dem einen Halse aus wie ein Biese, an dem anderen wie ein Vatermörder. Dann bemächtigte die Genialität der Hoboisten sich der Kopfbedeckungen. Auf großen, gewaltigen Musikschädeln saßen Glatzenschoner kleinsten Kalibers, und anderseits verschwanden schmale Stirnen unter gewaltigen Schirmdeckeln.

So sah die Kapelle denn bald recht buntscheckig aus, so, als ob 48 Mann 48 verschiedenen Truppenteilen angehörten. Das alles hatte der gute alte Oberst nicht beachtet, weil er keine Zeit dazu fand, denn er mußte Tag und Nacht gegen den „Blauen Brief" kämpfen, der ihn umschwärmte und schließlich doch zur Strecke brachte, denn Anno 66 waren seine Glieder gichtig geworden, und das hatte man „oben" bemerkt.

Der tüchtige Musikdirigent, ordenbesät und lorbeergeschmückt, hoffte das Beste von dem Nachfolger des alten Herrn. Obgleich der Kapellmeister seit 35 Jahren Soldat war, blieb er doch immer Künstler und war als solcher der Meinung, daß eine gute Militärmusik für ihre Mitglieder einer gewissen Freiheit bedürfe, um sich in ihrem amphibienhaften militärisch-zivilistischen Dasein frei entwickeln zu können.

Er wußte, daß das Völkchen der Musikmacher sich gern frei und ungezwungen fühlt, und da dies im Soldatenrock zu den seltensten Ereignissen zu gehören pflegt, so förderte er das Ziviltragen seiner Leute auf alle Weise und hatte bei dem alten Herrn auch ein williges Ohr dafür gefunden, weil er ihm vorrechnete, wieviel hundert Mark Ersparnisse jährlich dem Bekleidungsfonds dadurch zugute kämen.

Schließlich fiel es nicht mehr auf, wenn bei den Morgenständchen der Tischmusik im Kasino und bei allen Konzerten die Regimentskünstler nur noch in schlechtsitzenden Gehröcken und mit Zylindern auftraten, die dem Provinzialmuseum entsprungen zu sein schienen. Und wie der Kapellmeister das Ziviltragen aus seelischen Gründen förderte, so protegierte er aus musikalischen Gründen die Streichmusik.

Fort mit dem Blech, das roh und nach der Straße klang. Fiedel und Streichbaß kamen zu Ehren, und aus der Marschmusik wurde eine Kammermusik.

* * *

So sah und hörte der neue Regimentskommandeur seine Kapelle zum erstenmal, als er um Weihnachten des Jahres 1869 die Zügel der Regierung ergriff.

Der Oberst war ein großer hagerer Herr, wie aus Draht gezogen und mit einer Adlernase zwischen einem Paar scharfblitzender Augen. War vorher im Regiment fleißig gearbeitet worden, so wurde der Dienst jetzt mit Dampf betrieben.

Mitten im Winter rückte man auf Tage und Nächte aus. Die Schießübungen wurden beschleunigt, die Besichtigungen vom Exerzierhaus ins schneebedeckte Feld verlegt. Sei es, daß der Oberst von oben einen Wink mitbekommen hatte, oder war es sein eigenes Vorahnungsvermögen — sein drittes Wort war: „Wir werden es bald brauchen können."

Als er nach zwei Monaten sein Kriegswerkzeug zu einem scharfen, schneidigen Instrument geschliffen hatte, kam die Regimentsmusik an die Reihe.

Bis dahin hatte er die „Fiedelbogen" absichtlich nicht beachtet. Nun war es vorbei mit dem Ziviltragen, das so manche schöne Nacht erleben ließ; vorbei mit dem langwöchigen Künstlerurlaub zum Besuch der großen Städte. Vorbei war es mit der gefüllten Kasse und dem tiefen Trunk nach dem Spiel.

Früher hatte jeder Hoboist wenigstens zwei Tanten im Jahre begraben, die immer zufälligerweise an den Enden des Reiches ihren Wohnsitz gehabt hatten und zu ihrem Begräbnis achttägige Trauerfestlichkeiten letztwillig sich wünschten.

Jetzt warf der Regimentsadjutant die Leidtragenden „auf Befehl" einfach hinaus. Früher trug jedes Mitglied der Kapelle in seiner Hosentasche eine Urlaubskarte bis zum Wecken. Jetzt wurden die „Permanenten" abgenommen und abends um neun Uhr die Quartiere revidiert. Ach, wenn es nur wenigstens Bürgerquartiere geblieben wären! Dort fand man doch manchmal ein fühlend Herz, in das man seinen Kummer ergießen konnte.

Aber schon nach 14 Tagen hieß es: „Herein in die Kaserne!" Dort hatte der Oberst unzählige freie Plätze ausgerechnet.

Dann ging er der Phantasie- und Extra-Uniform zu Leibe. Traurig hing bald die zu Bündeln zusammenschnürte Pracht vergangener Tage an dem Gebälk der Montierungskammer und baumelte melancholisch im Winde hin und her, der durch das Dach und die Bodenfenster fuhr.

Schließlich besichtigte der Oberst seine Hoboisten wie die anderen Mannschaften seines Regiments in allen Uebungen des Leibes und Gehirns, denn über das Soldatentum seiner Musikanten hatte er auch so seinen eigenen Gedanken. Er war kein Musikfreund, aber auch kein Enthusiast. Er wollte keine Künstler, sondern stramme, lungenkräftige Blechpuster, die immer daran dachten, daß sie der Truppen wegen da waren.

Da brachte nun das Examen mehr „Schwalbennester" zur Strecke als sonst eine lange Manöverzeit, und am nächsten Tage kam ein Regimentsbefehl heraus, der Uebungen auf Streichinstrumente auf weiteres verbot, die Dienstinstrumente auch für Konzerte empfahl und der ersten Kompagnie aufgab, die Hoboisten täglich vier Stunden in allen gymnastischen und Waffenübungen kriegsmäßig auszubilden.

Bald hallte der Kasernenhof wider von den energischen Einladungen der Unteroffiziere, und unter den Stiefelchen der entwerteten Notenfresser schmolz der Schnee, ob der ungewohnten harten Muskelarbeit. Anstatt wie bisher jeden lieben Morgen in der Probe hinterm warmen Ofen und nachher hinterm Schoppen zu sitzen, mußte man an der Kasernenmauer stehen, Gewehrübungen machen und zielen, mit Brillen auf der Nase und mit erfrorenen Händen.

Es gab keine Hoboisten, die zugegeben hätten, daß solche Uebungen ihnen Nutzen bereiten. Nur der Schießdienst fand allenfalls Gnade vor ihren Augen. Die einzigste „Knarre", aus der früher zur Vereinfachung des Reinigungsdienstes die gesamten Uebungen der Musik geschossen wurden, war längst zur Mythe geworden. Jeder lernte sein eigenes Zündnadelgewehr kennen und gebrauchen, und die Gesamtheit gefährdete nicht mehr wie bisher die Umgegend der Schießstände auf eine halbe Quadratmeile.

Deutscher Flieger wird von Franzosen mit Schrapnells beschossen und durch französische Flieger verfolgt.
Zeichnung von E. M. Heims. Siehe auch die Bilder auf Seite 3.